Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 125 (2015)

Artikel: Die Spinnerei ist tot...
Autor: Wegmann, Irene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-901024

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

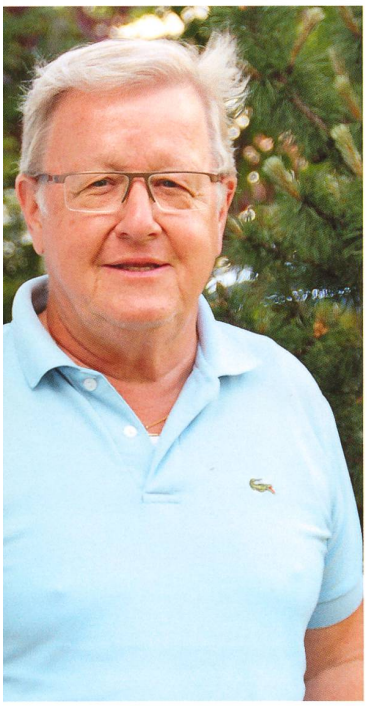
Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Spinnerei ist tot …

Text und Bilder **Irene Wegmann**

… es lebe das Kunzareal! Die Formel, mit der in Frankreich der Tod des Königs und der Nachfolger ausgerufen wurde, passt zur Spinnerei Kunz in Windisch. Einst einflussreicher Arbeitgeber der Region, wurde der Betrieb im Jahr 2001 eingestellt. Nach vierzehn Jahren ist ein urbanes Gebiet entstanden, wo gewohnt und gearbeitet wird. Fünf Protagonisten, die mit der Spinnerei verbunden waren, blicken in die industrielle Vergangenheit zurück.



Beat Seiler (64)
Betriebsleiter bis 1999

Am Ende meiner Ausbildung zum Spinnereitechniker wurde in der Spinnerei Kunz in Windisch eine neue Stelle geschaffen. Albert Roux, damals Betriebs- und später Geschäftsleiter, führte ein neues Kostenrechnungssystem ein. Alle Tätigkeiten mussten in einzelne Schritte unterteilt und zeitlich aufgenommen werden. Wir kannten uns, und er fragte mich, ob ich das machen wolle. Ich kam 1973 nach Windisch und blieb während 26 Jahren in der Spinnerei. Dazumal war Kunz eine Topadresse.

Unter Druck

Als ich eintrat, wurde die Baumwolle aus den USA und aus Ägypten importiert. Von dort war sie am hochwertigsten. Das Garn verkauften wir vor allem in der Schweiz. Dann bekamen wir Konkurrenz von Garnlieferanten aus Indien und Pakistan. Diese lieferten erst in schlechter, dann immer in besserer Qualität. Die Preise sanken, der Druck stieg. Man musste allerorten schauen, wie man optimieren und sparen konnte. Mit dem Kostenrechnungssystem fanden wir heraus, wo wir Geld verdienten und wo nicht.

Zuerst wollten wir beim Baumwolleinkauf sparen. Wir suchten das preislich beste Angebot bei guter Qualität und hatten plötzlich spanische, afrikanische, russische oder indische Baumwolle.

Das Naturprodukt variiert je nach Herkunft, Klima und Wetterbedingungen stark. Damit unsere Garnqualität unverändert hoch blieb, mischten wir sechsunddreissig Ballen aus zwölf verschiedenen Provenienzen. So blieb unser Garn von der Gleichmässigkeit, der Festigkeit und der Reinheit her über Jahre gleich.

Zusätzlich kamen Baumwoll-Polyester-Mischungen auf den Markt, und wir probierten aus, was andere nicht hatten. Erfolgreich waren wir zum Beispiel mit Lyocell, einem synthetischen Garn, das sich beim Anfassen ähnlich wie Baumwolle anfühlt.

Wir steigerten den Export nach Frankreich, England, Deutschland, Österreich und sogar nach Italien, das selber eine grosse Textilindustrie besass. Wir konnten eben Qualität und Neuigkeiten vorweisen!

Garn für die Arabertücher

Zu unserer Spezialität gehörte über Jahrzehnte das Garn für die Arabertücher. Es wurde gesponnen, gasiert und gezwirnt. Ein Kilo kostete vierzig bis fünfzig Franken. Dann kamen Anfang der Achtzigerjahre die Inder und verkauften das Kilo für sechzehn bis siebzehn Franken. Gleichzeitig wurde die Baumwolle teurer. Die Arbeit machte sich dadurch immer weniger bezahlt. Wir versuchten, diesen Sachverhalt durch mehr Ausstoss auszugleichen. Es ging nur noch um die Preise! Ich erinnere mich noch, wie einmal unser Verkäufer von einem Unterwäscheproduzenten auf die Schwäbische Alb eingeladen worden war. Er traf dort auf mehrere Konkurrenten. Jeder Verkäufer wurde einzeln ins Sitzungszimmer gebeten. Der mit dem billigsten Angebot erhielt den Zuschlag.

Kunzareal im September 2014: Bis auf eines sind alle Wohngebäude erstellt. Foto: zVg

Grössere Produktion mit weniger Personal

Als ich zu Kunz kam, liefen im Neubau von 1960 (heute Rekrutierungszentrum) sechsundachtzig Ringspinnmaschinen auf 8000 bis 9000 Touren pro Minute. Wir kauften eine neue Maschinengeneration mit 18 000 Touren pro Minute und optimierten die Produktion. Im Neubau standen zuletzt dreiundvierzig Ringspinnmaschinen mit je 576 Spindeln. Im Jahr 1998 produzierten wir in Windisch rund dreitausend Tonnen oder 174 300 711 Kilometer Garn. Mit dieser Länge liesse sich der Erdumfang 4150-mal umwickeln. Durch die Automatisierung konnte Personal eingespart werden. Entlassungen gab es relativ wenige, aber die Pensionierten wurden nicht mehr ersetzt.

Im Vorwerk, wo die Baumwolle auf den eigentlichen Spinnvorgang vorbereitet wird, betreute eine Arbeiterin vierzehn Kämmmaschinen. Jede dieser Maschinen hatte einen Wert von ungefähr einer halben Million Franken. Eine Arbeiterin beaufsichtigte demnach sieben Millionen Franken.

Ostdeutsche und englische Masseinheiten

Die Feinheit des Garns kann in verschiedenen Masseinheiten angegeben werden. Die Ostdeutschen arbeiteten mit «tex», wobei gemessen wird, wie viel Gramm tausend Meter Garnfaden wiegen. Beim feinsten Garn sind das 5,6 Gramm. Das nennt man 5.6 tex. Feine Baumwollgarne werden auch in englischen Nummern (abgekürzt: Ne) angegeben. Bei diesem System schaut man, wie viele Stränge à 576 Meter auf ein englisches Pfund gehen. Das feinste, was Kunz je gesponnen hat, war Ne 180, ein Garn mit 180 Strängen auf ein Pfund. Doch das war früher, als es noch den Selfaktor oder Wagenspinner gab. Zu meiner Zeit stellten wir mit Ne 105 oder 5.6 tex das feinste Garn her.

Wie in der Metzgerei

Gab es Reklamationen, reiste ich häufig mit dem Verkäufer zu unseren Kunden, um den Fehler zu analysieren. Je nachdem wiesen wir die Reklamation ab oder mussten bei der Garnproduktion etwas verbessern. Die Hälfte der Spinnereianlage produzierte dasselbe Vorgarn, das man je nach Auftrag in verschiedener Fadendicke und Anzahl Drehungen pro Meter ausspinnen konnte. Auch in der Zwirnerei wurden die Zwirne nach Anzahl Fäden und Drehung differenziert. Je nachdem, ob das Endprodukt für eine Stickerei, eine Strickerei oder eine Weberei bestimmt war, stellten wir ein Tricot, ein Kettgarn oder ein Crepe her. Ich verglich die Spinnerei immer mit einer Metzgerei, wo hinten das Schwein reingeht und vorne Koteletts oder Würste rauskommen. In der Spinnerei ist es nicht anders. Aus Baumwolle entstehen unterschiedliche Garne.

Hohe Luftfeuchtigkeit

Für die Garnproduktion ist das richtige Klima zentral. Ist die Luft zu trocken, stehen die Baumwollhärchen ab, und das Material läuft nicht reibungslos durch die Maschine. Ideal sind 55 Prozent Luftfeuchtigkeit und eine Temperatur zwischen 22 und 24 Grad Celsius. Lüftungen waren also nicht nur für die Gesundheit der Arbeiter, sondern auch für eine optimale Produktion wichtig. Die Luft wurde am Boden abgesaugt, strömte durch Wasserdüsen, wurde gewaschen und nahm so Feuchtigkeit auf. Von der Decke wurde sie wieder in den Saal hineingeblasen. Die Ventilatoren sogen 40 000 Kubikmeter Luft pro Stunde ab. Sie waren grösser als Flugzeugtriebwerke.

Aus Italien, Spanien, Jugoslawien

Noch bis in die Achtzigerjahre warb die Spinnerei um Arbeiterinnen aus Italien. Manchmal hatten schon die Mütter dieser jungen Frauen in Windisch an den Maschinen gestanden. Ein Kollege von mir lernte seine italienische Frau in der Spinnerei kennen. Wir fuhren nach Zürich aufs Standesamt. Ich war Trauzeuge. Als wir ins Convito, wo die jungen Frauen unter der Aufsicht von Ordensschwestern lebten, zurückkamen, gratulierte die Oberin der Braut und dem Bräutigam und tischte Salami, Brot und Wein auf. Um acht Uhr sagte sie: «Basta!» Die Braut blieb dort, und der Bräutigam kam mit mir. Sie waren eben nur zivil getraut, dass galt bei den Ordensschwestern nicht.

Mit der Zeit kamen nicht nur Italiener, sondern auch Spanier, Portugiesen, Jugoslawen und Türken. Täglich fragten welche auf dem Personalbüro nach. Oft arbeitete die ganze Familie in der Spinnerei. Die Schwiegertöchter, die Töchter, die Söhne: Alle brachten das Geld dem Vater heim, und er verteilte es. Als der Lohn Ende Monat nicht mehr bar überreicht, sondern aufs Konto überwiesen werden sollte, hatten wir einen richtigen Kampf. Die Arbeiter wehrten sich dagegen. Mit dem Lohnzettel, der von da an per Post ins Hause flatterte, erfuhren die Frauen, wie viel der Mann verdiente.

Die Arbeiter blieben eher unter sich. In den Kosthäusern am Kanal herrschte eine eigene Atmosphäre: Mit den Gemüsegärten und den vielen Kindern, die ums Haus herum spielten. Einige der Arbeiterfamilien kamen aus einer ganz anderen Kultur und mussten sich erst einleben. In Ausnahmefällen führte das zu gefährlichen Situationen. Ich erinnere mich an eine anatolische Frau, die – frisch in der Schweiz – ein Blech auf den Stubenboden legte und darin Feuer zum Kochen entfachte. Eine andere vergiftete sich mit Schuhcrème. Sie dachte, das sei Fett und strich es sich aufs Brot.

Ich ging jeden Tag durch den Betrieb und unterhielt mich mit den Arbeitern. In einem Mischmasch aus Deutsch und ein paar Brocken Italienisch. Irgendwie fand man eine Verständigung. Notfalls mit Händen und Füssen. In Brugg grüssen mich noch heute einige mit «Hallo, Herr Beat!» oder «Hallo, Seiler!». Die Spinnerei Kunz gab mir ein Heimatgefühl. Ich wohnte zuerst sieben Jahre in einem Zimmer im Wohlfahrtshaus und später mit meiner Familie in einer Wohnung im Herrenhaus. Viele meiner Kollegen arbeiteten jahrzehntelang in der Spinnerei. Manche blieben vierzig Jahre und länger. Das war ein gutes Zeichen. In den Siebzigerjahren sassen wir in der Znünipause gemeinsam um den Tisch und erzählten, was wir am Wochenende erlebt hatten. Keiner schaute auf die Uhr – bis der Buchhalter Stapfer kam und meinte: «So, jetzt isch dänn öppe noche.» Früher herrschte zwar Zucht und Ordnung, aber es war nicht derselbe Druck, nicht dieselbe Hektik.

Gefährlich waren Brände

Unfälle ereigneten sich nur selten. Einer Arbeiterin wurde der Skalp abgerissen. Das war der schlimmste Vorfall, den ich mit ansehen musste. Im Spital sagten die Ärzte, man könne die Kopfhaut annähen. Also wickelten wir die Hautreste sorgfältig von der Maschine und brachten sie nach Aarau. Das gab einen Versicherungsfall. Danach kamen neue Vorschriften. Lange Haare mussten unter einem Haarnetz getragen oder nach hinten gebunden werden.

Häufiger als Unfälle waren kleinere Brände in den Maschinen. Sie mussten sofort gelöscht werden, da sich das Feuer wegen des Staubs in den Sälen explosionsartig hätte ausbreiten können. Baumwollfasern sind innen hohl. Das Feuer versorgt sich dort zusätzlich mit Sauerstoff. – Vor einigen Jahren

brannte das Lager einer Spinnerei in Aathal. Die Baumwollballen wurden in den Bach geworfen. Nach einer Woche mottete das Feuer immer noch in den Ballen, obwohl diese dicht gepresst waren.

Kein neues Wehr

Je automatisierter der Betrieb wurde, desto mehr Strom mussten wir vom Netz beziehen. Wir hatten drei eigene Turbinen, die maximal 1300 Kilowattstunden produzierten. Das waren im Jahr 1998 noch zirka vierzig Prozent unseres gesamten Energieverbrauches. In den Jahren 1974 und 1975 hatten wir zwar zwei Turbinen erneuert, aber das brachte nicht viel. Eigentlich plante man Ende der Siebzigerjahre ein neues Wehr mit einer Betonbrücke, aber das wurde vom Aktionskomitee zur Erhaltung der Reusslandschaft unter der Leitung von Robert Kühnis verhindert. Die Spinnerei Kunz kam wegen dieser Sache sehr häufig in den Medien, was Doktor Bührle gar nicht schätzte. Er sagte zum technischen Leiter Grunder: «Wir sind eine Spinnerei und kein Kraftwerk.» So beschloss man 1979, das alte Strichwehr zu renovieren. Mit einem neuen Kraftwerk hätten wir mehr Strom produziert und weniger hinzukaufen müssen.

Ende der Textilgruppe

Ende der Sechzigerjahre lief der Waffenhandel gar nicht gut. Damals brachte die Textilgruppe dem Bührle-Konzern mehr Geld ein. Sie besass sogar eine Weberei in Wellington, Südafrika. – Durch die Waffengeschäfte hatte Bührle ein grosses Netzwerk; kaum ging es mit der Textilbranche bergab, galt unsere Gruppe nichts mehr. Sie passte auch nicht mehr zur technologischen Ausrichtung des Konzerns. Um das Jahr 1990 merkten wir, dass der Konzern uns abstossen wollte. Schliessen konnte er uns nicht. Das wäre zu einem Politikum geworden. Bührle besass einfach zu viel Geld. Er hätte grosse Abfindungen zahlen müssen. Um diesem Problem auszuweichen, versuchte die Konzernleitung, die Textilgruppe billig zu verkaufen. Als die Spinnerei Linthal 1997 von der Firma Hacontex und dem italienischen Partner Niggler & Küpfer übernommen wurde, glaubte ich noch an einen Erfolg. Hans-Peter Keller, dem Hacontex gehört, war Garn- und Gewebehändler. Als ein Jahr später Windisch und Dietfurt verkauft wurden, ahnte ich, dass der Anfang vom Ende gekommen war. Der Preisdruck war einfach zu gross. Man sagt, die Textilindustrie sei eine Hure. Sie geht dahin, wo am billigsten produziert werden kann. Eine Zeit lang war sie auf den Philippinen, dann ging sie nach Bangladesch, später nach China, und jetzt ist sie in Burma, weil die Löhne ein paar Cents günstiger sind. Bei einem T-Shirt für 3.50 Franken ist der Wert der Baumwolle fast höher!

Textil hat Zukunft

Ende 1998 bekam ich den Kündigungsbrief. Wahrscheinlich war ich nach mehreren Abgängen noch einer der teuersten im Betrieb. Ich wechselte Anfang 1999 zu Weisbrod in Hausen am Albis, wo ich nochmals elf Jahre als Webereileiter tätig war. Vor drei Jahren erlebte ich dort die Produktionseinstellung. Zusammen mit der Personalchefin entliess ich siebzig Personen. Das ist hart, aber ich habe schon früher Menschen entlassen müssen, und das war härter. Du sagtest: «Es tut uns leid, wir können dich nicht mehr brauchen.» Und dann hörtest du: «Was, ich muss gehen?! Warum gerade ich? Macht der andere die bessere Arbeit?» Diesmal wurde nicht differenziert. Auch ich als Betriebsleiter musste gehen. Es gab einen Sozialplan. Pro Jahr, das man für Weisbrod gearbeitet hatte, bekam man eine finanzielle Abfindung aus einem Sozialfonds.
Ich bin jetzt pensioniert. Vom Beruf her würde ich sofort wieder denselben Weg einschlagen. Textilien sind lebendig, und die Anforderungen ändern dauernd. Es ergeben sich immer wieder neue Probleme, für die man eine Lösung suchen muss. Doch die Branche ist unterdessen zu klein. Es fehlen die Arbeitsmöglichkeiten. In der Schweiz gibt es nur noch eine Baumwollspinnerei: die Hermann Bühler AG in Winterthur. Wollspinnereien gibt es noch zwei, eine davon in Huttwil bei Langenthal.
Während meiner Ausbildung kursierte eine Broschüre mit dem Titel «Textil hat Zukunft». Und später spotteten wir: «Textil hat Zukunft, aber keine Gegenwart.» Böse Zungen behaupten, dass wir in etwa hundert Jahren von den Indern lernen, wie man spinnt und webt, weil wir das Wissen verloren haben.

Erika Widmer-Suter (85)
KV-Lehrtochter und Sekretärin

Am 30. April 1946 kam Herr König, der Kassachef der Spinnerei, zu mir und sagte: «Morgen können Sie anfangen.» Ich antwortete: «Morgen gehe ich ins Welschland. Ich habe schon das Billett, und dort ist der Koffer!» Er hatte mir im Winter erzählt, ich würde die KV-Lehrstelle nur bekommen, wenn die ausgelernte Lehrtochter im Frühling fortginge. Aus dieser Unsicherheit heraus hatte ich mir eine Stelle im Welschland organisiert. Herr König musste unverrichteter Dinge umkehren und fing von seinem Chef einen Rüffel ein. Das trug er mir lange nach.

Nach meiner Rückkehr aus dem Welschland bewarb ich mich erneut, und von 1947 bis 1950 stiftete ich in der Spinnerei Kunz als kaufmännische Angestellte. Ich wechselte jedes Vierteljahr in eine andere Abteilung. Auch in die Büros im Verwaltungsneubau, wo die beiden Obermeister und Laupper Traugott, der die Arbeiter einstellte, sassen. Ich sah, wie viel die Arbeiterinnen verdienten. Die jungen Italienerinnen arbeiteten im Akkord und verdienten praktisch nichts. Sie lebten im Mädchenheim wie in einem Kloster und sparten für ihre Aussteuer. Wir KV-Lehrlinge hatten kaum Kontakt zu ihnen. Wir durften gar nicht in die Fabriksäle. Dort war es schaurig laut und staubig. Nur während der Betriebsferien im Sommer, wenn die Arbeiterinnen weg waren und die Maschinen geputzt wurden, rannten wir herum und erkundeten alles.

Weil ich ein Flair für Zahlen habe, liessen sie mich im dritten Lehrjahr die Abschlüsse der Spinnereien Rorbas und Siebnen machen. Jedes Werk hatte etwa 30 000 Franken Reingewinn. Das ist mir geblieben. In den Abschluss des grossen Betriebs gewährten sie mir keinen Einblick, sonst hätte ich zu viel gewusst. Ab dem dritten Lehrjahr vertrat ich auch die Direktionssekretärin Fräulein Greiner bei Ferienabwesenheit und Krankheit und bediente die Telefonzentrale. Damals «stöpselten» wir noch.

Zerrissene Nylonstrümpfe

Der Direktor überreichte den Zahltag seinen Verwaltungsmitarbeitern höchstpersönlich. Zuerst klingelte er Herrn Stapfer von der Buchhaltung, der die Lohncouverts vorbereitet hatte, dann wurden alle schön der Reihe nach – vom Prokuristen bis zum Stift – ins Direktionszimmer gerufen. Wer den Lohn in Empfang genommen hatte, zog sich in ein Kämmerchen in der Registratur zurück, zählte nach und brachte die unterschriebene Quittung zurück. Den Zahltag, den wir nach Linthal und Rorbas schickten, versiegelten wir. Ich lernte damals Briefe versiegeln.

Die Spinnerei zahlte im Vergleich zu anderen Betrieben der Umgebung am schlechtesten. Im ersten Lehrjahr bekam ich zwanzig, im zweiten vierzig Franken, und im dritten Lehrjahr hätte ich sechzig Franken bekommen; mit der Stellvertretung von Fräulein Greiner waren es jedoch 120 Franken. Nach der Lehre betrug mein Lohn 350 Franken.

Eine Arbeitskollegin, die während des Krieges gestiftete hatte, verdiente weniger als ich. Das hatte damit zu tun, dass sie nach den drei Lehrjahren von der Spinnerei nicht zur Abschlussprüfung zugelassen worden war. Die Begründung: Man wolle pro Jahr nur einen Stift diplomieren. Das war in ihrem Fall nicht sie, sondern ihr männlicher Kollege gewesen. Einmal erzählte sie mir, sie hätte bei Direktor Bickel wegen einer Lohnerhöhung vorgesprochen. Auf das Argument, Kolleginnen in Zürich würden viel mehr verdienen, reagierte er verständnislos: «Dafür brauchen Sie weniger Kleider.» Sie antwortete: «Ich zerreisse mir jeden Tag die Nylonstrümpfe an den rauen Kanten der Bürostühle!» – Was tat Direktor Bickel daraufhin? Er ging ins Büro, prüfte die Stühle, rief den Schreiner, und der musste die Kanten schön glatt schleifen. Mehr Lohn gab es nicht.

Aufgelöste Verlobungen

Mein Mann und ich begegneten uns in der Spinnerei, genauer gesagt, auf dem Korridor des Wohlfahrtshauses. Das kam so: Meine Eltern hatten nur eine Dreizimmerwohnung, und ich musste das Zimmer mit meinen beiden jüngeren Schwestern teilen. Um mich in Ruhe auf die Abschlussprüfung vorzubereiten, mietete ich mich für drei Monate im Wohlfahrtshaus ein. Mein zukünftiger Mann – alle nannten ihn den Elektriker Widmer – war ebenfalls dort untergebracht. Er interessierte sich für mich. Eines Tages sagte er mir den Vornamen. Ich bat ihn, mich doch bitte nicht zu duzen … Er war ja fünf-

zehn Jahre älter als ich! Es vergingen mehr als zehn Jahre, bis wir heirateten. Man muss eben erst seine Erfahrungen machen.
Ich hatte mehrere Freunde. Einer eröffnete ein Café. Seine Mutter fand, ich sei keine Geschäftsfrau. Da verliess er mich. – Immer, wenn eine Beziehung in die Brüche ging, wechselte ich die Stelle. 1954 kündigte ich in der Spinnerei und begann in der Exportabteilung eines Kunstlederherstellers in Eglisau. Dort hatte ich zwar mehr Lohn, musste aber extra ein Zimmer mieten und auswärts essen. Ich konnte nicht so viel Geld auf die Seite legen wie in der Spinnerei. Damals sparte man noch für die Aussteuer. Ich erinnere mich, wie meine Schwestern und ich Leintücher nähten – aus Baumwollstoff, den ich in der Spinnerei zu günstigen Konditionen erworben hatte. Noch heute liegen zwei dieser Leintücher im Schrank, «die sind ned z'döde».
Nach einem Jahr in Eglisau zog es mich wieder nach Hause. Eine Freundin riet mir, mich bei der Firma Mühlebach, heute Antalis, zu bewerben. Der Direktor kam von Windisch extra nach Eglisau, um zu sehen, ob ich etwas taugte.
Daheim in Windisch verlobte ich mich, doch die Verlobung wurde wieder aufgelöst. Das war 1960. Ich packte die Koffer und fuhr nach London, wo ich im Swiss Hotel wohnte. Nur Schweizerinnen durften dort leben, Halbpension, damit sie in London nicht untergingen. Viele besuchten die Swiss Merchandise School. Ich hatte eine Anstellung bei einer Papierhandelsfirma, die für Girlanden tonnenweise Seidenpapier nach Indien lieferte. Ich wäre gerne länger in England geblieben, kehrte aber nach nicht einmal zwei Jahren heim. Sie schrieben mir, der Vater wäre immer fort und würde das Geld «vertun», seit die Mutter gestorben sei.

Entscheidung

Kaum eine Woche in Windisch, traf ich zufällig auf Elektriker Widmer. Ich dachte, wie blöd ich doch gewesen war, mich vor England mit einem anderen zu verloben! Paul Widmer hatte mir nämlich den Hof gemacht: mich in ein Konzert eingeladen oder an einem Sonntagmorgen mit dem Auto von der Kirche abholen wollen! Und ich hatte immer abgelehnt. Er war ein langer, dünner Mann und schielte ein wenig. Die Leute spotteten, der kann dich ja nicht einmal richtig anschauen. Wie das manchmal eigenartig läuft! Bei unserem Wiedersehen war er verlobt, aber das wusste ich nicht, das erzählte er mir erst später. Er löste die Verlobung auf, und nach einem halben Jahr, 1962, heirateten wir. Ich war schon zweiunddreissig Jahre alt und mein Mann weit über vierzig. Heute bin ich überzeugt, dass ich einen älteren Mann brauchte. Einer, der mich machen liess. Ich war viel zu eigenständig.

Elektriker Widmer

Mein Mann war Chefmonteur der Spinnerei und für den Betrieb aller Kraftwerke verantwortlich, auch in Linthal, Rorbas und Siebnen. Er war gelernter Elektriker mit Meisterprüfung. Wir bezogen eine schöne, frisch renovierte Fünfzimmerwohnung im Zelgli in Windisch. Wenn es gewitterte, hatte er keine Ruhe mehr. Schlug der Blitz ins Kraftwerk ein, stand der Betrieb still. Das Telefon klingelte, und mein Mann musste in die Spinnerei, um die Turbinen wieder zum Laufen zu bringen.
Bei Hochwasser meldete Luzern der Spinnerei, dass sie ein Wehr geöffnet hätten, und mein Mann wusste, es geht sechs bis acht Stunden, bis das Wasser kommt. Herr Marchiondi musste auf die Wehranlage hinaus, um sie von Hand aufzudrehen. An Werktagen fuhr mein Mann ab und zu nach Linthal oder Siebnen. Er war für alles Elektrische zuständig. Sogar für die Waschmaschinen in den Kosthäusern. Und wenn einer in der Werkstatt bei einem «Kurzen» einen Stromstoss bekam, wurde mein Mann zur Rechenschaft gezogen. Hie und da hatte er gerötete Augen von einem Lichtbogen. Dann konnte er zwei Tage nicht mehr richtig sehen. Der Starkstrominspektor besuchte die Spinnerei jedes Jahr und blieb einen ganzen Tag. Er wurde von meinem Mann durch den Betrieb geführt. Da durfte nirgends ein Kabel herumliegen. Einmal ass der Inspektor bei uns zu Mittag. Er wäre an und für sich gerne wieder gekommen, aber mein Mann wollte das darauffolgende Jahr lieber ins Restaurant. Sie müssten Fachliches besprechen, erklärte er.
Wenn die Spinnerei neue Maschinen von Rieter anschaffte, war mein Mann dabei. Schliesslich mussten es die Handwerker richten, wenn etwas nicht funktionierte. Sie waren tagtäglich um die Maschinen herum und wussten am meisten. In den

Erika Widmer 1953 im Verwaltungsgebäude der Spinnerei. Foto: zVg

letzten Berufsjahren wurde ihm einer mit Technikertitel überstellt. Das passte ihm nicht. Von da an wurde er bei der Anschaffung neuer Maschinen nicht mehr beigezogen.

Teilzeitarbeit und Migräneanfälle

Als meine Tochter in den Kindergarten kam, fing ich wieder an zu arbeiten, als rechte Hand des technischen Direktors. Von 1969 bis 1970 bei Herrn Richle und anschliessend bis 1979 bei Herrn Grunder. Mein Mann war überhaupt nicht begeistert von meiner Berufstätigkeit. Da er aber viele Jahre älter war, konnte ich nie wissen und brauchte eigenes Geld, also überzeugte ich ihn. Ich wurde im Stundenlohn angestellt. Meistens schrieb ich Briefe nach Diktat – an den Inhalt erinnere ich mich nicht mehr. Einmal im Jahr machte ich den Rechnungsabschluss. Damit war ich eine volle Woche beschäftigt. Doch das machte mir Freude. Auch für unsere Familie führte ich die Buchhaltung und füllte die Steuererklärung aus. Mein Mann sagte immer: «Du bist die Schriftgelehrte, mach du das!» Meinen Lohn durfte ich auf ein eigenes Sparbüchlein legen. Das war damals nicht selbstverständlich.
Über Mittag hatte ich zwei Stunden frei, um zu Hause kochen zu können. Meine Tochter kam am Nachmittag nach der Schule manchmal zu mir ins Büro und machte Aufgaben. Es war eine anstrengende Zeit. Ich bekam fast jede Woche Migräneanfälle, und mein Mann sagte: «Was fehlt dir überhaupt?»

Auf sich selbst gestellt

1978 wurde mein Mann pensioniert. Einige Monate später erkrankte er an Bauchspeicheldrüsenkrebs. Er hatte Tag und Nacht Stumpen geraucht und in seinen ledigen Jahren ein bisschen zu viel getrunken. Wir waren siebzehn Jahre verheiratet gewesen. Die letzten drei Wochen bis zu seinem Tod pflegte ich ihn und ging nicht zur Arbeit.
Als es um die Erbschaft ging, warnte eine Freundin mich: «Pass auf, die kommen zu dir nach Hause. Wenn du etwas Wertvolles hast, versteck es!» Sie kamen dann aber nicht. Ich brachte die Unterlagen auf die Gemeinde und zeigte auch mein Bankbüchlein. Dort waren dreissigtausend Franken drauf, die ich von meinem Lohn gespart hatte. Der Gemeindeschreiber von Windisch meinte, ich hätte etwas in die Haushaltung abgeben müssen. Ich entgegnete, im Obligationenrecht stünde, nur so weit erforderlich, und der Verdienst meines Mannes hätte ausgereicht. Der Gemeindeschreiber nahm das OR zur Hand und las nach. Schliesslich überliess er mir die dreissigtausend Franken als Eigengut. Sonst hätte meine sechzehnjährige Tochter die Hälfte geerbt. Und ich musste sie doch noch grossziehen! Wir hatten gerade ihren Lehrvertrag unterzeichnet. Ich blieb noch ein halbes Jahr in der Spinnerei. Es kam ein neuer Direktor aus Südafrika und meinem Chef, Herrn Grunder, wurde gekündigt. Da brauchte es auch mich nicht mehr. Als ich bei Mühlebach halbtags tätig war, musste ich aus der Spinnereiwohnung im Zelgli ausziehen. So war das, wenn man nicht mehr von der Spinnerei angestellt war. Es war nicht schlimm, denn ich hatte das kommen sehen und Land für ein Reiheneinfamilienhaus in Hausen erworben.

Stevca (57) und Jadranka (54) Milosevic Spinnereiarbeiter von 1986 bis 2000

Stevca Milosevic: Ich kam 1982 aus Jugoslawien in die Schweiz, weil ein Landsmann mir erzählt hatte, dass es in der Schweiz bessere Arbeit und einen besseren Lohn gebe, ja, dass es überhaupt besser zum Leben sei. Ich hatte die Absicht, für eine Saison zu bleiben. Eine Baufirma in Turgi stellte mich ein. Sie brachten mir am ersten Arbeitstag Stiefel, Schaufel und Pickel. Ich fragte: «Was soll ich damit? Ich kenne mich mit Maschinen aus!» In Jugoslawien hatte ich die Bautechniker-Ausbildung gemacht. Ich hatte noch nie mit Schaufel und Pickel hantiert und bekam Blasen an den Händen. Als mir aber der erste Lohn ausbezahlt wurde, vergass ich Schaufel und Pickel. So viel Geld! Vier Jahre lang blieb ich auf dem Bau.
Jadranka Milosevic: Mein Mann und ich waren verheiratet, als er in die Schweiz fuhr. Ich blieb in Mazedonien – das gehörte damals zu Jugoslawien – und folgte ihm zwei Jahre später nach, wo wir mit unserem zweijährigen Sohn in Gebenstorf wohnten. Nachdem unser zweiter Sohn zur Welt

gekommen war, wollte auch ich wieder arbeiten. Ich bewarb mich bei Mövenpick, bei der BAG in Turgi und in der «Kunzspinnerei». Alle drei Stellen hätte ich haben können. Ich entschied mich für die Spinnerei, da ich die Textiltechniker-Ausbildung in Jugoslawien gemacht hatte. Noch wichtiger war aber die Kinderbetreuung. Ich fragte Personalchef Giuseppe Di Fluri, ob mein Mann ebenfalls in der Spinnerei arbeiten dürfe. Nur drei Monate nach mir konnte er anfangen. Wir wurden in unterschiedliche Schichten eingeteilt, sodass einer von uns zu Hause auf die Kinder aufpassen konnte. Vor Arbeitsbeginn ging ich mit dem Kinderwagen und den beiden Buben in die Spinnerei. Dort wurden sie von einer Frau für eine halbe Stunde gehütet. Mein Mann nahm die Kinder wieder mit nach Hause, sobald er seine Schicht beendet hatte. Viele Paare in der Spinnerei taten das so.

Stevca Milosevic: Die Spinnerei organisierte die Übergaben bei Schichtwechsel. Die Kinder mussten im Bürogebäude warten, dort wo sich jetzt der Technopark befindet.

Jadranka Milosevic: Ich hatte eine Woche Früh- und eine Woche Spätschicht. Die Frühschicht ging von fünf Uhr morgens bis halb zwei Uhr nachmittags, die Spätschicht von halb zwei mittags bis zehn Uhr abends.

Stevca Milosevic: Nur Männer durften die Nachtschicht übernehmen. Ich arbeitete vier Jahre lang immer nur in der Nacht. Am Sonntag fing ich an, und am Freitagmorgen war ich fertig.

«Du hast doch schon dreitausend Franken!»

Jadranka Milosevic: Mein Mann und ich arbeiteten beide in der Zwirnerei. Ich überwachte sechs Zwirnmaschinen. In der Ringspinnerei beaufsichtigten die Frauen noch mehr Maschinen. Wenn die Spulen voll waren, musste ich sie wechseln und die Fäden neu ansetzen. Wir trugen ein Gerät um die Hüfte, das uns beim Verknüpfen half.

Stevca Milosevic: Elf Jahre lang war ich Meister und als solcher für vier bis fünf Maschinenführerinnen pro Schicht zuständig. Ich bereitete die Fadenspulen vor, die auf die Zwirnmaschinen aufgesteckt werden mussten. Die gezwirnten Spulen rollte ich in Aluminiumwagen zum nächsten Arbeitsvorgang. In der Zwirnerei war der Ablauf noch nicht voll automatisiert. Wir verschoben alles von Hand.

Jadranka Milosevic: Jede meiner Zwirnmaschinen hatte über hundert Spulen. Die Bewegung, mit der ich die Spulen wegnahm und in den Wagen legte, vergesse ich niemals mehr. Je nach Zwirndicke waren die Spulen sehr schwer! Ich musste schnell sein, und mir tat häufig die rechte Schulter weh.

Stevca Milosevic: Wenn ich in der Nähe war, konnte ich den Frauen beim Wechseln helfen. Wenn mit einer Maschine etwas nicht stimmte, versuchte ich, den Fehler zu reparieren. Ging das nicht, holte ich den internen Mechaniker. Konnte auch der nichts ausrichten, informierte ich den Chef, der einen Mechaniker einer Spezialfirma organisierte. Kurz bevor die Firma geschlossen wurde, kamen neue Maschinen. Diese wurden aber gar nie in der Spinnerei Windisch eingesetzt.

Jadranka Milosevic: Ich arbeitete fünfzehn Jahre lang am gleichen Arbeitsplatz. In dieser Zeit fehlte ich höchstens zwei Mal wegen Krankheit. Sonst war ich immer gesund!

Stevca Milosevic: Es war lärmig, aber wir hatten Ohrenstöpsel. Es war auch staubig, aber wenn du jeden Tag dort arbeitest, bist du daran gewöhnt.

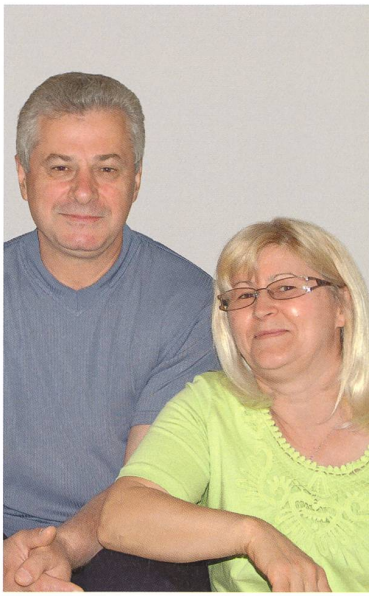
Jadranka Milosevic: Wir waren jung und merkten kaum etwas. Heute würden mich Lärm und Staub stören.

Stevca Milosevic: Ich wechselte den Arbeitsplatz innerhalb der Spinnerei mehrmals. Zuerst war ich Maschinenführer in der Ringspinnerei, dann Meister in der Zwirnerei. Nach vier Jahren kündigte ich, weil ich mit dem Chef nicht auskam.

Jadranka Milosevic: Der Chef hatte Probleme mit uns Ausländern. Fragtest du wegen mehr Lohn, sagte er: «Was willst du? Du hast doch schon dreitausend Franken! Und jetzt willst du noch mehr?»

Stevca Milosevic: Ich ging zur Mühlebach AG und hatte dort eine gute Arbeit, aber es passte einfach nicht wegen der Kinder. Also rief ich den Personalchef der Spinnerei wieder an. Er meinte: «Du bist ein guter Arbeiter, und das Problem mit deinem Vorgesetzten hat sich erledigt. Er ist nicht mehr da.» Ich kehrte zurück und blieb bis zum Schluss.

Jadranka Milosevic: Wir waren sehr zufrieden mit der Spinnerei. Sie gaben uns sofort eine Dreieinhalbzimmer-Wohnung an der Dorfstrasse in Windisch. Ich konnte aus dem Fenster schauen und sah, wie meine Kinder in die Schule gingen. Nach



der Schliessung der Fabrik zogen wir in eine grössere Wohnung, aber dort blieben wir nicht lange. Dank einer guten Gelegenheit konnten wir im Dägerli in Windisch Land kaufen und ein Reiheneinfamilienhaus bauen.
Stevca Milosevic: Wir hatten nicht geplant, in der Schweiz zu bleiben. Zuerst dachte ich, ich bleibe nur für eine Saison, dann für zwei. Nach zwei Jahren, als meine Frau und mein ältester Sohn in die Schweiz kamen, dachten wir, noch zwei Jahre, bis die Kinder zur Schule gehen, und dann, bis sie in die vierte Klasse kommen, und nun sind wir immer noch hier und werden in einigen Jahren pensioniert.
Jadranka Milosevic: Wir kehren auch nach der Pensionierung nicht zurück. Wir haben unsere Familie mit sechs Enkelkindern in der Schweiz.
Stevca Milosevic: Die Familie bedeutet uns sehr viel, wir halten zusammen.

Schweizer mit Akzent

Stevca Milosevic: Für den Schweizer Pass mussten wir eine Deutschprüfung ablegen. Trotzdem: Nach dreissig Jahren kann ich immer noch nicht perfekt Deutsch. In der ABB arbeite ich mit einem Türken und einem Afghanen zusammen. Beide sprechen nur gebrochen Deutsch. Mir fehlt die Übung.
Jadranka Milosevic: Ich lernte in der Spinnerei zuerst Italienisch. Ob in der Pause oder bei der Arbeit: Wir sprachen Italienisch! Deutsch lernten wir beim Fernsehen oder Zeitunglesen und schliesslich, als die Kinder zur Schule gingen.
Stevca Milosevic: Wenn die Kinder in die Schule kommen, hast du ein grosses Problem. Um ihnen bei den Aufgaben zu helfen, musst du Deutsch können. Es war ein grosser Fehler, dass wir am Anfang in der Schweiz keinen Deutschkurs besucht hatten.
Jadranka Milosevic: Wenn wir früher etwas nicht verstanden, half uns der älteste Sohn und übersetzte. Beim Schreiben half ich mir selbst mit einem mazedonisch-deutschen Wörterbuch.
Stevca Milosevic: Manchmal fragten wir auch Schweizer Familien aus der Nachbarschaft, ob sie uns erklären würden, was ein Schreiben von der Schule bedeutet. An der Dorfstrasse hatten wir guten Kontakt zu Schweizern. Im Sommer sassen wir im Garten und grillierten zusammen.
Jadranka Milosevic: Unsere Söhne sprechen Schweizerdeutsch untereinander. Auch mit ihren Kindern. Wir reden mit den Enkelkindern Mazedonisch.
Stevca Milosevic: Ich spreche Serbisch, meine Frau Mazedonisch. Beide Sprachen sind sehr ähnlich, mit Schweizer Dialekten zu vergleichen.

Von der Textilmaschine zum Roboter

Jadranka Milosevic: Als klar wurde, dass die Spinnerei schliessen würde, begann ich sofort, eine neue Stelle zu suchen. Bald konnte ich zur ABB wechseln. An einem Freitag war mein letzter Arbeitstag in der Spinnerei, und am darauffolgenden Montag begann ich am neuen Ort. Das war im Sommer 2000.
Stevca Milosevic: Ich blieb drei Monate länger in der Spinnerei und wechselte dann auch zur ABB. Nun sind wir auch schon wieder fünfzehn Jahre dort.
Jadranka Milosevic: Wir sitzen am Computer und überwachen einen Roboter, der Mikrochips – zum Beispiel für Flugzeuge oder Mikrowellen – herstellt.
Stevca Milosevic: Wir tragen einen Spezialanzug, bei dem nur die Augen nicht bedeckt sind. Sauberkeit ist sehr wichtig bei der Herstellung. Wir arbeiten in zwei Schichten, zwölf Stunden am Stück und trinken in den Pausen viel Kaffee.
Jadranka Milosevic: Obwohl wir nur sitzen, ist die Arbeit sehr ermüdend. Wir müssen immer auf den Bildschirm schauen, um bei einem Fehler sofort reagieren zu können. Kaffee hilft uns, aufmerksam zu bleiben.
Stevca Milosevic: Meine Frau und ich verdienen gleich viel in der ABB. Der Lohn meiner Frau ist im Vergleich zum Spinnereilohn fast doppelt so hoch. In der Spinnerei verdiente sie bei einem Vollzeitpensum zwischen 2500 und 2800 Franken monatlich. Sie war im Stundenlohn angestellt. Nach zehn Jahren hatte meine Frau zwei Zinnbecher mit Gravur und einen Blumenstrauss bekommen. Bei der ABB erhielten wir einen Monatslohn.
Jadranka Milosevic: Vor einigen Wochen kam der Chef und sagte, Leute müssten entlassen werden. Er beruhigte mich, dass Stevca und ich nicht dabei sein würden.

Alex Reinhart (58)
Mitinhaber der Kunz Textil AG

Als Rolf Fuchs, Hans-Peter Keller und ich im Jahr 1998 die Textilgruppe von Oerlikon-Bührle mit den Spinnereien in Dietfurt und Windisch übernahmen, sahen wir uns nicht als Arealentwickler. Der Textilmarkt in Westeuropa stand zwar damals nicht mehr so gut da, aber wir wollten vom Standort Schweiz aus qualitativ hochstehende Garne erzeugen und gleichzeitig Erweiterungsmöglichkeiten in Osteuropa suchen.
Hans-Peter Keller ist Garn- und Gewebehändler, Rolf Fuchs kommt aus der Finanzbranche, und ich habe die unternehmerische Perspektive. Mit diesen drei Erfahrungen ergänzten wir einander. Wir waren jeder mit privatem Geld beteiligt, und die operative Führung lag bei mir. Die Textilgruppe schrieb vor der Übernahme knapp schwarze Zahlen. Der Kaufpreis war fair und gab uns die Chance, einen Neustart zu wagen. Doch schon 1999 standen wir vor der Entscheidung: Sollten wir das Unternehmen erweitern oder machte es keinen Sinn mehr, Gas zu geben?

Kämpfen für eine schwarze Zahl

Mit Schweizer Produkten hatte man von der Qualität her zwar eine gute Position im europäischen und umliegenden Markt, aber das Kostenniveau war mit den Personalkosten, dem Energieaufwand und der Infrastruktur einfach zu hoch. Die Tatsache, dass wichtige Kundengruppen aus Frankreich und Spanien keine Misch- und Baumwollgarne mehr von uns bezogen, weil sie ihre Produkte neu in Asien oder Osteuropa kauften, gab den Ausschlag, die Betriebe in Dietfurt und Windisch zu schliessen. Hätten wir länger zugewartet, wären grosse Probleme auf uns zugekommen. Wir hätten womöglich Konkurs anmelden müssen. Vom Jahr 2000 an begannen wir schrittweise mit der Schliessung. Zuerst wurde die Spinnerei in Dietfurt stillgelegt, dann diejenige in Windisch.
Finanziell kämpften wir. Wir mussten schauen, dass wir die schwarzen Zahlen halten konnten. Vermögensteile mussten verkauft werden, um weitere Aktivitäten zu sichern. Wir hatten bereits 1999 die alte Spinnerei, das Feuerwehrhaus, die Werkstatt und die Insel zwischen Kanal und Reuss an die Firma Ehrat Immobilien verkauft, um über genügend finanzielle Mittel für eine geordnete Schliessung zu verfügen.

Mut zum Unternehmertum

Am Schluss hatten wir in Windisch ungefähr hundertvierzig Mitarbeitende. Abfindungen konnten wir nur in geringem Umfang bezahlen, finanziell lag nicht viel drin. Wir nahmen jedoch frühzeitig mit der Gewerkschaft Kontakt auf und arbeiteten eng mit dem kantonalen Arbeitsamt und dem Regionalen Arbeitsvermittlungszentrum zusammen. Dieses richtete auf dem Areal eine Empfangsstelle ein und half den Leuten, möglichst schnell wieder eine Stelle zu finden. Die Zusammenarbeit mit den Sozialpartnern funktionierte sehr gut.
Als die Spinnerei in Dietfurt geschlossen wurde, musste ich vor dreissig Mitarbeitende hinstehen. Ich versuchte ihnen zu vermitteln: «Sucht eure eigene Kraft, werdet selber aktiv und wartet nicht, bis etwas passiert. Schöpft eure unternehmerischen Fähigkeiten aus.» Es gab einige, die etwas Eigenes anfingen. Einer eröffnete beispielsweise einen Kebabstand in Wattwil.
Die Spinnereimaschinen von Windisch und Dietfurt verkauften wir nach Bangkok. Vierzig 40-Fuss-Container wurden nach Rotterdam verladen und von dort nach Bangkok verschifft. Wir begleiteten den Transport und übergaben den Maschinenpark einer thailändischen Firma. Die Maschinen laufen wahrscheinlich immer noch. Die Thailänder haben ein Flair, alles selber zu reparieren.

Geld und Geduld

Nach der Schliessung standen uns drei Varianten offen: Entweder jemanden finden, der das Areal übernimmt, warten und Brennnesseln wachsen lassen oder einen Umnutzungsprozess einleiten. Wir wählten letztere. Eine Anlage bekommt erst dann einen Wert, wenn man mit den notwendigen finanziellen Mitteln in die Planung und ins Schaffen von Voraussetzungen investiert, sodass man schliesslich – in unserem Fall nach acht Jahren – zu einer Umnutzung kommt. Wenn man in einen solchen Prozess hineingeht, braucht es viel Zeit,

Geld, Risikobereitschaft und Frustrationsvermögen. Behördliche und politische Mühlen mahlen langsam. Mit dem Verkauf des Kraftwerks an einen Kleinbetreiber hatten wir die nötigen Mittel, um überhaupt die Änderung des Zonenplans und die Gestaltungsplanung einzuleiten.

Die Armee mietet sich ein

Wir begannen zügig mit der Räumung des Areals und generierten Zwischennutzungen durch Kleingewerbe. In der Feinspinnerei gab es Kleinbetriebe. In der Maurerei hatte jemand sein Lager. Künstler mieteten Ateliers. Durch die Mieten konnten wir kleine Erträge sicherstellen und gleichzeitig das Leben auf dem Areal erhalten. – Wenn ein Areal vergessen geht, entsteht eine Bauruine, worüber die Leute schlecht sprechen. Hat man dagegen Leben drin, sind die Leute neugierig und fragen: «Was habt ihr vor?»

Im Herbst 2001, als wir mit der Betriebsschliessung fertig waren und uns auf die Arealentwicklung vorbereiteten, trat Hans-Ulrich Habegger in unser Büro. Als designierter Kommandant war er auf der Suche nach Raum für ein Rekrutierungszentrum, und Raum hatten wir mit den Produktionsgebäuden mehr als genug. Wir konkurrierten zwar mit Solothurn und Aarau, bekamen dann aber den Zuschlag, das Rekrutierungszentrum zu bauen und zu finanzieren. Im Sommer 2003 wurde es mit dem Bund als Mieter eröffnet.

Aargauer Technopark wird gegründet

Die Idee für einen Technopark kam von mir. Ich hatte mich gefragt: Wie bringen wir zügig gescheite Arbeitsplätze her? Wir brauchten eine starke Marke mit Ausstrahlung. Ich hatte von früher her Verbindungen zum Zürcher und zum Winterthurer Technopark. Die Fachhochschule Windisch bot zudem eine gute Voraussetzung, um einen Technopark auf dem Areal anzusiedeln, denn typischerweise arbeitet ein solcher mit Hoch- und Fachhochschulen zusammen. Es begann ein Prozess von vier Jahren. Mit Jack Iseli aus Windisch, dem Architekten Daniel Kündig, dem Dozenten Fritz Häubi, dem damaligen Rektor der Hochschule für Technik Willy Schlachter, dem Beauftragten für Technologietransfer Daniel Thommen und dem damaligen Gemeindeammann Hanspeter Scheiwiler konnte ich glücklicherweise ein schlagkräftiges Team zusammenstellen. Wir nannten die Arbeitsgruppe «Wissenspark» und trafen uns alle zwei, drei Monate mit der Idee, Gleichgesinnte an den Tisch zu holen, um die Marke «Technopark» nach Windisch zu bringen. Weil das nicht so schnell ging und die Fachhochschule ein bisschen lange überlegen musste, gründeten wir selber die Wissenspark AG mit denselben Zielen wie ein Technopark. Daran beteiligt waren wir, als Kunz Textil AG, Vertreter der Arbeitsgruppe sowie einzelne Private. Wir konnten erste Start-ups nach Windisch holen und im Rahmen der Gebäudezwischennutzung weitere Aktivitäten erzeugen.

Dann ernannte die Fachhochschule Professor Thomas Schmitt zum Beauftragten für einen Technopark. Wir nahmen sofort mit ihm Kontakt auf. 2006 wurde die Förderstiftung Technopark gegründet, die zur Förderung von Start-up-Unternehmen zehn Millionen Franken generieren konnte. Die massgeblichen Stiftungsträger waren ABB, Axpo, Alstom und die Aargauer Kantonalbank. Hinzu kamen wir als Arealentwickler. Die Förderstiftung eröffnete eine Geschäftsstelle. Erst zu jenem Zeitpunkt begannen wir, das Technoparkgebäude mit Gross- und Kleinraumbüros zu projektieren, denn zuvor hatte uns die Sicherheit gefehlt, dass der Technopark auch tatsächlich aufs Areal kommt und dass die Fachhochschule und das Paul Scherrer Institut hinter dem Projekt stehen.

Mit der Schliessung der Spinnereibetriebe hatten wir zwar Arbeitsplätze vernichtet, mit dem Technopark schufen wir jedoch zumindest die infrastrukturellen Grundlagen für neue Arbeitsplätze. Die beiden Kernnutzungen, das Rekrutierungszentrum und der Technopark, sicherten uns Erträge und gaben uns Antrieb, weitere Schritte in Richtung Wohnnutzungen zu unternehmen.

Behördliche Mühlen

Bereits während der Betriebsschliessung hatten wir die Gemeindebehörde von Windisch eingeladen und erklärt, dass wir aus dem Areal etwas machen wollten. Jedes Jahr orientierten wir öffentlich, damit man wusste, was wir im Schilde führten.

Wir erkannten, dass das Spinnereiareal ein guter Standort für Wohnen und Arbeiten war – mit einem grossen Nachteil: Der einzige Zubringer aufs Areal führt über die stellenweise schmale Dorfstrasse. Wir prüften sehr früh, ob wir von Gebenstorf her einen direkten Zugang schaffen könnten, indem wir eine Brücke über die Reuss bauten. Ein solches Vorhaben bedeutet in der Schweiz einen zehn bis zwanzig Jahre dauernden Prozess. Wir merkten bald, dass Auenschutz und Fischerei im Weg stehen würden, und verfolgten die Idee nicht weiter, sonst wären wir vermutlich immer noch dran.
Da wir vor einer Umnutzung den Zonenplan für das Kunzareal ändern mussten, holten wir die Metron AG ins Boot. Sie half uns, die rechtlichen Schritte mit den Behörden zu planen. Wie formuliert man den Antrag für eine Zonenplanänderung an den Kanton? Wie bringen wir die Änderung erfolgreich vors Volk? Die Zonenplanänderung und die Bewilligung des Gestaltungsplans entwickelten sich zu einer Übung von acht Jahren. Die Bereitschaft des Kantons war zwar da, aber die Abläufe verzögerten sich. Auch Gemeindeammann Hanspeter Scheiwiler von Windisch zeigte sich offen und sehr hilfsbereit, aber letztlich war er Politiker und konnte nicht sagen: «So läuft es!»

Fahrtenkontingent für das Areal

Mit der Orientierung der Bevölkerung kam auch der Kontakt zu den Quartiervereinen Mittel- und Unterdorf zustande. Wir diskutierten mit ihnen über die Verkehrslärmbelastung an der Dorfstrasse, die durch die geplanten Wohnüberbauungen auf dem Areal steigen würde. Argumentiert wurde nach dem Motto: «Wenn ihr in Unterwindisch etwas macht, dann bezahlt ihr uns Schallschutzwände und Lärmschutzfenster.» Dazu waren wir nicht in der Lage. Glücklicherweise wusste Hanspeter Scheiwiler sehr geschickt zwischen den Parteien zu vermitteln. Denn ohne Übereinkunft wäre die Neunutzung des Areals verhindert worden.
Es wurde ein Fahrtenkontingent im Gestaltungsplan festgeschrieben. Das Areal darf im Jahresdurchschnitt maximal 1300 Autofahrten am Tag auf der Dorfstrasse generieren. Die Abstimmung für die Zonenplanänderung fand 2004 statt. Der Grundtenor der Bevölkerung war positiv, sie stimmte mit einer Mehrheit von 78 Prozent zu. Vier Jahre später wurde dann auch der Gestaltungsplan von der Gemeinde bewilligt. Wir hatten ihn mit dem Büro Belvedere Architekten aus dem Raum Bern entwickelt. Zentrales Element des Plans ist eine neue Verbindungsstrasse zwischen der Dorf- und der Spitzmattstrasse. Sie führt mitten ins Areal hinein, und nur der öffentliche Verkehr darf auf ihr kursieren. Für alle andern ist die Ausfahrt via Spitzmattstrasse gesperrt. Wir definierten Gebäude für die gewerbliche Nutzung, Gebäude fürs Wohnen und Gebäude fürs Arbeiten oder Wohnen.

Andere Lebenspläne

Als wir – Rolf Fuchs, Hans-Peter Keller und ich – 2008 den bewilligten Gestaltungsplan besassen, zogen wir uns zur Standortbestimmung zurück. Wir fragten uns, ob wir das Projekt selber realisieren oder das ganze Areal verkaufen wollten. Die Realisierung in Eigenregie hätte uns zehn weitere Jahre gekostet. Wir dachten, noch anderes im Leben anfangen zu können. Im Herbst 2008 wurden wir bei grossen Schweizer Immobilienfirmen und Pensionskassen vorstellig. – Die grossen Pensionskassen winkten ab. Sie haben kürzere Perspektiven und wollen schnellere Erträge sehen. Im Frühling 2009 kam dann der Kontakt mit Hiag zustande, die zu den eigenen Arealen weitere Schweizer Industriebrachen hinzukaufen wollte. Hiag hat unseren Gestaltungsplan in den letzten Jahren grösstenteils umgesetzt, entschied sich aber, einen Wohnriegel weniger zu verwirklichen – zugunsten eines Platzes auf dem Areal.
Während der ganzen Arealentwicklungsphase habe ich mich am meisten mit dem Technopark identifiziert. Ich genoss den Kontakt zu einzelnen Jungunternehmern, die bei uns auf dem Areal anfingen, und ausserdem die baupolitischen Gespräche mit Daniel Kündig über den Fachhochschul-Campus.
Ob ich die Spinnerei mit meinem heutigen Wissen noch einmal kaufen würde? Wenn ich nochmals anfangen könnte, würde ich den Textilbetrieb möglichst schnell von der Immobilie trennen. Die Industrie ist heutzutage mobil. Wir hätten die Produktionsstätte nach Asien verlegen müssen, statt weiter auf Schweizer Boden zu produzieren.